

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-27120-5

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Caroline Wallace hat lange Jahre als Dozentin gearbeitet, bevor sie sich ganz dem Schreiben widmete. Sie lebt mit ihrem Mann und ihren Kindern in der Nähe von Liverpool. «Das Fundbüro der Wünsche» ist ihr erster Roman.

Caroline Wallace

**Das
Fundbüro
der
Wünsche**

Roman

Aus dem Englischen
von Sabine Längsfeld

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Die Originalausgabe erschien 2016 unter dem
Titel «The Finding of Martha Lost» bei Transworld
Publishers/The Random House Group, London.

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch
Verlag, Reinbek bei Hamburg, Dezember 2017
Copyright © 2015 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg
«The Finding of Martha Lost»
Copyright © 2016 by Caroline Wallace
Redaktion Heike Brillmann-Ede
Umschlaggestaltung bürosüd, München
Umschlagabbildungen Bettmann/Kontributor/
Getty Images; Radharc Images/Alamy Stock Foto
Satz aus der Kepler, InDesign, bei
Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978 3 499 27120 5

Liverpool,

Lime-Street-Bahnhof, Mai 1976

Es war einmal ...

Dieses Kapitel meines Märchens beginnt im Mai 1976. Es ist vielleicht das fünfte Kapitel in der Geschichte meines Lebens. Und bevor jemand auf die Idee kommt zu fragen: Ich habe keine Ahnung, was im ersten Kapitel passiert ist.

In diesem Augenblick bahne ich mir Pirouetten drehend meinen Weg quer durch die Bahnhofshalle und rufe unterwegs allen, die ich kenne, ein «Bonjour» zu. Mein schwarzes Tupfenkleid fächert sich beim Drehen auf und raschelt bei jedem Schwung. Mir wird schrecklich schwindelig, ich fange an zu kreischen und sacke auf dem Betonfußboden unter der großen Anzeigetafel zu einem kichernden Häuflein zusammen.

«Bonjour, Jenny Jones», rufe ich.

Jenny Jones sitzt in ihrem Kiosk – er steht auf der anderen Seite der Bahnhofshalle, direkt am Ausgang. Ein Mann kauft sich ein Päckchen Glimmstängel und eine Schachtel Streichhölzer. Er beugt sich vor und zählt die Pennys auf den Zeitungsstapel vor der Durchreiche. Jenny Jones sieht ihm zu, die eine Hand steckt in einer Tüte Frazzles. Mit der anderen blättert sie in einer Zeitschrift. Sie schaut zu mir rüber und winkt, ohne die Hand aus der Tüte zu nehmen.

«Drehst du deine Morgenpirouetten?», ruft Jenny Jones, und ich nicke. «Bist du vor der Tür gewesen, Prinzessin?»

Ich schüttele den Kopf. «Liver Bird.» Ich deute auf mich.

Jenny Jones schüttelt den Kopf, und ich breite den Rock meines Tupfenkleids zu einem großen Teller aus. Leute flitzen um mich rum – manche lächeln, manche fluchen. Ich aber schließe die Augen und hebe die Arme hoch in die Luft, strecke sie hinauf zu den Eisenträgern, die das Dach vom

Lime-Street-Bahnhof halten. Ich atme eine pralle Nase voll Dreck und Ruß und Zigarettenrauch ein. Auch ein Hauch Diesel und Essig und Erbrochenes schwingt mit; ein Spritzer Lederkoffer und Öl sind auch dabei. Der süßlich scharfe Bahnhofsgeschmack kitzelt in meinen Nasenlöchern. Dann lasse ich die Arme wieder sinken und atme langsam aus.

«Danke, dass ich hier sein darf», flüstere ich.

«Ohne dich wäre der Lime-Street-Bahnhof nicht dasselbe, Prinzessin», ruft Jenny Jones mir zu, und ich schlage die Augen auf. Ich sehe Jenny Jones an, und sie schüttelt wieder den Kopf. Dabei lächelt sie. Und ich lächle zurück.

«Bonjour, Stanley», rufe ich Stanley dem Straßenkehrer zu – er fegt den Zugang zu Bahnsteig Nummer 6 direkt neben der Telefonzelle.

Er hebt das Handgelenk und zeigt auf seine Armbanduhr. «Weißt du denn nicht, wie spät es ist?», ruft er. Ich drehe mich um und schaue zu der großen Bahnhofsuhr neben Mutters Fenster hinauf.

«Du meine Güte!», sage ich und versuche aufzustehen. Mir ist immer noch schwindelig. «Ich komme zu spät!»

Trotzdem beschließe ich, mich in Pirouetten zurück zum Fundbüro zu drehen, ohne dabei gegen die Sitzbank zu stoßen.

Ich liebe Pirouetten. Schon möglich, dass es effizientere Methoden der Fortbewegung gibt, aber nach monatelangem Üben habe ich inzwischen die wahrscheinlich beste Art des Pirouettendrehens perfektioniert. Zu verdanken habe ich das alleine einer bestimmten Balletttechnik, über die ich in einem verlorenen Buch gelesen habe. Es kommt nur darauf an, die Augen auf einen Punkt zu fixieren. Ich habe festgestellt, dass dieser Punkt im Idealfall kein anderer Mensch sein sollte, weil Menschen dazu neigen, sich vom Fleck zu bewegen, und dann wird die Pirouette schief. Ich kann mich inzwischen eine Ewigkeit lang drehen und übergebe mich so gut wie nie auf mein Kleid. Ich wollte Mar-

got Fonteyn eigentlich einen Brief schreiben und sie fragen, ob sie sich jemals ihr Tutu vollgespuckt hat, aber Elisabeth meinte, das solle ich besser bleiben lassen.

Ich lache, dann fange ich an zu pfeifen, und die Leute müssen stehen bleiben, weil ich versuche, mich auf einer geraden Linie von der Anzeigetafel bis zu meinem Arbeitsplatz zu drehen.

Der Postbote steht in der Eingangstür zum Fundbüro. Er ist groß, er ist dürr, und er hat einen Schnurrbart in der Form von einem U. Der Bart hängt wie ein haariges Hufeisen um seinen Mund herum. Die Leute nennen ihn Drac wie Dracula, weil seine Eckzähne so komisch vorstehen. Er trägt die Post im Bahnhof schon aus, solange ich denken kann, und jetzt fächelt er sich mit den Briefen fürs Fundbüro vor der Nase herum.

«Bonjour, Drac», flüstere ich keuchend und lehne mich an die Tür. Ich bin völlig außer Atem. Ich bücke mich, ziehe die schwarzen Pumps aus und husche hinter den Schalter.

«Dreh dich um!», sage ich zu Drac, und er gehorcht. Ich bücke mich hinter den Schalter, ziehe mir das Kleid über den Kopf und schlüpfte in einen von Mutters schwarzen Kitteln. Er reicht mir fast bis auf die Knöchel und sieht ein bisschen aus wie ein riesiger Polyestersack. Ich stopfe Kleid und Schuhe in mein Geheimfach unter dem Schalter.

«Entschuldigung», flüstere ich, strecke den Kopf über den Schalter und sehe, wie Drac sich wieder zu mir umdreht.

«Morgen, Martha Lost», sagt Drac. «Ist *sie* da?»

Ich blicke zur Decke, und Drac nickt.

«Wenn ich jedes Mal ein Pfund kriegen würde, wenn sie mit ihrem Jesuswasser auf mich zielt –», flüstert Drac und zeigt mit dem Kinn zur Decke hoch. Er steht immer noch in der offenen Eingangstür.

«Wärst du ein reicher Mann, Drac», flüstere ich und lege mir schnell die Hand auf den Mund, damit das Kichern drinnen bleibt.

«Letzte Woche hat sie mich mit einer ganzen Schüssel von ihrem Jesuswasser den Bahnsteig Nummer 3 runtergejagt», raunt Drac. «Für eine Dame mit ihrer Figur kann die ganz schön rennen. Hat ihr Wasser dabei auf dem ganzen Bahnsteig verplempert.»

Das Kichern schlüpft mir durch die Finger, obwohl er mir die Geschichte diese Woche schon an jedem einzelnen Morgen erzählt hat.

Ich setze mich auf meinen Hocker hinter dem Schalter. Pfeifend sehe ich mir mein Kontoblatt an. Ich mag Drac, aber ich hoffe trotzdem, dass er bald wieder geht. Er hat kein besonders gutes Gespür für den richtigen Zeitpunkt, sich zu verabschieden. Elisabeth hat gesagt, ich muss strenger zu ihm sein und darf ihm nicht immer das Gefühl geben, bei mir willkommen zu sein, weil er sonst stundenlang in der Eingangstür rumsteht und mit seiner Lispelstimme flüsternd vor sich hinzischt. Trotzdem, ich mag die Art, wie er flüstert. Manchmal mache ich die Augen zu und stelle mir vor, Drac wäre eine Schlange.

«Heute ist auch was für dich dabei», flüstert Drac. «Es ist das erste Mal, dass ich es schaffe, dir deine Post auszuliefern, ehe *die* sie in die Finger kriegt.»

«Für mich?» Ich hebe den Kopf.

Er nickt. Und lächelt.

«Ich habe noch nie Post bekommen.»

«Ich hab es gut versteckt», flüstert Drac, zieht den Reißverschluss seiner Jacke auf und holt ein kleines braunes Päckchen hervor. «Ich wollte nicht, dass Mutter es kassiert.» Er nickt zur Decke hoch und zwinkert mir übertrieben zu. Er macht einen Schritt weiter ins Fundbüro hinein, legt die Briefe auf den Schalter und hält mir das kleine braune Päckchen hin.

Ich rühre mich nicht vom Fleck.

«Das ist für dich», flüstert er. «Bist die einzige Martha Lost, die ich kenne.»

Er lächelt, ich nicke. Ich nehme das Päckchen entgegen und lege es vor mich auf den Schalter. Ich fahre mit den Fingern meinen Namen auf der Anschrift nach.

«Liverpooler Poststempel», flüstert Drac, und ich sehe zu ihm hoch. Seine Finger tanzen um seinen Bart. «Mach es am besten gleich auf.»

Mir zittern die Hände. Vorsichtig versuche ich, das braune Packpapier zu öffnen, ohne es zu zerreißen. Eine Seite des Päckchens löst sich, dann auch die andere. Ich luge hinein, und mir entschlüpft ein winziges Quieken.

«Ein Buch!», flüstere ich. «Der Absender muss wissen, wie gerne ich lese!»

«Wusst ich's doch!», ruft Drac und hat völlig vergessen zu flüstern.

Ich zerre das Buch aus dem Papier. Ich drehe es um und blättere es durch. Auf der Umschlaginnenseite steht etwas geschrieben – eine Widmung, ganz alleine für mich. Bei einer Seite ist die Ecke umgeknickt.

Über dem Fundbüro ertönt lautes Getrampel. Ich springe erschrocken in die Luft. Drac und ich starren zur Decke rauf. Unwillkürlich schießt meine Hand hoch zum Gesicht und legt sich auf die geschwollene Wange. Die Schritte verstummen. Ich warte. Drac verharrt starr wie eine Statue, die Augen fest auf einen Punkt über unseren Köpfen gerichtet. Nichts. Mit einem lauten Seufzer atme ich aus.

«Dann lasse ich dich mal», flüstert Drac.

Ich nicke, aber ohne ihn anzusehen. Ich lese die Worte auf der Innenseite meines Buches. Es sind vier: «MARTHA, DEINE MUTTER LÜGT.» Sie sind auf die innere Titelseite geschrieben. Auf der Vorderseite steht in goldenen Buchstaben der Titel des Buches gedruckt: *Die Geschichte des Night Ferry – Im Schlafwagenzug von London nach Paris.*

Ich sehe mir die Seite mit der umgeknickten Ecke an. Seite zehn. Ich lese den Text auf der Seite wieder und wieder. Ich bin ein bisschen verwirrt, weil mir nicht klar ist, was jemand an dieser Seite so wichtig finden kann. Mir sind, ehrlich gesagt, schon interessantere Seiten unter die Augen gekommen. Doch dann habe ich es plötzlich verstanden, und ich lese mir die Seite noch ein allerletztes Mal durch, nur um ganz sicher zu sein. Nicht das, was auf der Seite steht, soll von Interesse für mich sein, sondern das, was nicht auf der Seite steht.

Der Night Ferry war überhaupt kein Zug, der sich in ein Schiff verwandelte, um den Mersey zu überqueren. Der Night Ferry verkehrte als internationaler Schlafwagenzug zwischen London Victoria Station und Paris Gare du Nord. Der Night Ferry fuhr nie nach Liverpool.

Und das war's dann - es ist absolut unmöglich, mich noch auf meine Arbeit zu konzentrieren.

Um neun Uhr morgens kommt Elisabeth auf einen kurzen Besuch bei mir vorbei. Sie ist meine beste Freundin. Ihr gehört das Café nebenan, und sie ist so schön wie ein Hollywoodstar. Ich könnte sie den ganzen Tag ansehen, ohne dass mir langweilig würde. Manchmal tanzt sie, anstatt zu gehen. Ich glaube, in Elisabeths Kopf spielt ständig Musik. Sie ist ziemlich groß für eine Frau und sie ist superdünn, obwohl sie jeden Morgen Kuchen frühstückt. Sie ist immer nach der allerneuesten Mode gekleidet, aber sie kauft sich die Sachen nicht. Ich glaube nämlich nicht, dass Elisabeth besonders viel Geld hat; sie ist clever, sie kopiert die Kleider, die sie sieht, macht sich ein Schnittmuster und näht sich auf ihrer Nähmaschine alle Sachen selbst. Elisabeth ist ganz anders als Mutter.

Aber heute um neun möchte ich nicht mit Elisabeth reden. Ich esse auch um zehn meinen Zitronenstreuselkuchen nicht. Um elf verbanne ich alle Gedanken aus meinem Kopf, die mich manchmal zum Lächeln bringen. Stattdessen setze

ich ein trauriges Gesicht auf, starre ständig die Widmung an und denke darüber nach, dass der Beinahe-Anfang meines Märchens voller Lügen steckt. Und als ich ein paar Stunden lang darüber nachgedacht habe, bin ich gründlich durcheinander. Ich frage mich, warum um alles in der Welt mir jemand einen Gegenstand schickt, der mir mein ganzes zweites Kapitel kaputt macht, aber nicht auf die Idee kommt, mir auch eine Telefonnummer dazuzulegen, damit ich bei Gelegenheit mal anrufen und ein bisschen plaudern kann.

Ich weiß nicht, wem ich glauben soll. Also tue ich, was ich immer tue, wenn ich nicht schlau genug bin, um die Dinge zum Guten zu wenden, oder wenn ich zu lange nicht gelächelt habe. Um dreizehn Uhr sperre ich das Fundbüro ab, so wie immer, ich gehe in die Wohnung hinauf, ich rufe zu Mutter hinüber, dass es mir nicht gut geht, ich gehe in mein Zimmer und mache die Tür hinter mir zu. Ich setze mich auf den kleinen Hocker vor die Kommode, ich starre mein Spiegelbild an und dann fange ich an zu lächeln.

Ich habe mal irgendwo gelesen, die meisten Vierjährigen würden vierhundertmal am Tag lächeln, aber wenn die Menschen dann erwachsen geworden sind, lächeln sie nur noch etwa zwanzigmal am Tag. Ich bin mir nicht sicher, ob ich erwachsen sein möchte.

Ich wende den Blick nicht von meinem Spiegelbild ab. Ein oder zwei Stunden vergehen wie im Flug, und in dieser Zeit bringe ich es auf dreiundsiebzigmal. Außerdem perfektioniere ich meinen, wie ich ihn nenne, blasierten Blick. Er beinhaltet Augenbrauenwackeln und geblähte Nasenflügel. Ich übe meine neuen Gesichter gerne alleine vor dem Spiegel in meinem Zimmer ein, bevor ich sie der Öffentlichkeit präsentiere.

Später liege ich im Bett und warte aufs Einschlafen. Mein neues Buch halte ich fest an mich gedrückt. Mutter kommt nicht in mein Zimmer, um nach mir zu sehen. Mutter

kommt nicht in mein Zimmer, um mich zu bestrafen. Mutter ist keine von der Sorte, die einfach so mal in ein Zimmer kommt.

Obwohl ich mich die ganze Nacht lang in meinem Bett gewälzt habe, bin ich bereits auf meiner morgendlichen Pirouettenrunde gewesen, und jetzt stehe ich in der geöffneten Tür vom Fundbüro und schaue hinaus in die große Halle vom Lime-Street-Bahnhof. Ich schaue zur Anzeigetafel hinauf. Jeden Moment geht der Ansturm auf Bahnsteig Nummer 6 und Bahnsteig Nummer 1 los. Die Züge nach Warrington und Manchester fahren ein. Ich pfeife, und die Menschen eilen im Schnellschritt durch die Halle. Rennen können sie nicht, weil sie erwachsen sind, und Erwachsene rennen nicht auf Bahnhöfen, und sie drehen auch keine Pirouetten. Ich mag es, wenn die Leute vor lauter Auf-keinen-Fall-Rennen zu wackeln anfangen. Sie sehen gehetzt zur Anzeigetafel hinauf und suchen eilig den richtigen Bahnsteig. Das Fundbüro ist schon geöffnet, aber um diese Tageszeit sind die Leute auf dem Weg zur Arbeit und brauchen mich eigentlich nicht. Mir ist das egal. Ich sehe ihnen gerne zu.

Der Fahrkartenschalter befindet sich direkt unter der Anzeigetafel. Heute Morgen ist die Schlange länger als sonst. Die Frau am Ende der Schlange dreht sich um und lächelt mir zu. Ihre Haare sind dunkelbraun, genau wie meine, sie liegen leicht auf ihren Schultern. Sie hat einen langen Hals und schmale Fußgelenke, genau wie ich. Ich frage mich, ob wir verwandt sind. Ich mache einen Knicks, und sie starrt mich einen Augenblick lang an. Dann kommt sie auf mich zu.

«Warum ist die Schlange so lang?», frage ich.

«Eine Neue.» Sie verdreht die Augen. «Kannst du mir eine Fahrkarte verkaufen, Prinzessin?»

Ich schüttele den Kopf. «Tut mir leid.»

Sie sieht zur Schlange zurück. «Mist», sagt sie, «vielleicht ist sie in ein paar Minuten ja ein bisschen kürzer.» Sie dreht sich wieder zu mir um und betritt das Fundbüro.

«Arbeitest du hier?», fragt sie und lässt die Augen über die Metallregale schweifen, die links und rechts an den Wänden stehen.

«Ja», antworte ich. «Mutter und ich wohnen direkt oben-drüber.»

«Nie pendeln – du Glückliche!», sagt sie, und ich nicke.

«Der schönste Wohnort der Welt. Kennen Sie die Bronzevögel auf dem Royal-Liver-Haus?», frage ich die Frau. «Wissen Sie, dass die Vögel angekettet sind, damit sie nicht davonfliegen können? Wissen Sie, dass es heißt, wenn die beiden Liver Birds davonfliegen, hört Liverpool auf zu existieren?»

«Mhm –», macht sie, aber ich bin mir nicht sicher, ob sie mir zuhört.

Ich glaube, die Frau hält nicht besonders viel von meinen Erzählqualitäten. Natürlich kennt sie die Liver Birds, die kennt in Liverpool jeder. Die Frage sollte auch nur zur Einleitung dienen. Im Anschluss daran wollte ich ihr erzählen, dass ich den Lime-Street-Bahnhof noch nie in meinem Leben verlassen habe. Als Nächstes wollte ich ihr von dem Brief erzählen, den Mutter kurz nach meiner Ankunft erhalten hat, der Brief, in dem stand, ich sei der neue Liver Bird vom Lime-Street-Bahnhof. Danach wollte ich der Frau erzählen, dass hier alles in sich zusammenstürzen wird, wenn ich nicht immer mindestens mit einem Fuß auf dem Bahnhofsboden stehe. Der Lime-Street-Bahnhof würde augenblicklich für immer aufhören zu existieren.

Stattdessen beobachte ich sie dabei, wie sie das Fundbüro mustert. Der Raum ist ein vollkommenes Quadrat, und die verlorenen Dinge erzählen vollkommene Geschichten. Die linke Wand ist mit Metallregalen gesäumt, die rechte Wand ist mit Metallregalen gesäumt, und in der Rückwand

zwischen den Regalen befinden sich zwei Türen. Ich liebe es, die Reaktionen der Leute auf die vielen Regale und Kartons zu beobachten.

«Ist die Schachtel da wirklich voller Gebisse?», fragt sie, und ich beende meine Gedanken an die Liver Birds. In sämtlichen Regalen stehen Kartons, und jeder Karton trägt ein Etikett, auf dem der Inhalt vermerkt ist. Ich nicke.

«Ist das ein ausgestopfter Affe?» Sie zeigt auf einen ausgestopften Affen, der auf dem Schalter sitzt.

«Ja. Den nehme ich gerade auf», sage ich. «Und auf dem Regal da stehen sieben Strohesel.» Ich deute auf das Regal, das in der linken Ecke aufhört, direkt neben der Tür, die rauf zu Mutters Wohnung führt. Diese Tür ist immer geschlossen.

«Gut organisiert!» Sie lacht. «Dich könnt ich bei mir zu Hause gut gebrauchen, Prinzessin.»

Ich lächle. «Gute Organisation ist das A und O. Aber ich glaube, ich werde heute trotzdem ein bisschen was verändern.»

«Das dürfte schwer sein, mit dem Schalter da mitten im Raum.» Sie zeigt auf den Holztresen, der sich quer durch den Raum zieht und mit den Regalen ein H bildet. Ein kleines Stückchen Schalter ist nach oben angewinkelt, damit ich dahinter gehen und mich auf meinen Hocker setzen kann.

«Ja. Der Schalter und mein Hocker stehen schon fast ganz richtig», sage ich. «Ich sehe jeden, der zur Tür hereinkommt, und habe den perfekten Ausblick auf die Sitzbank in der Mitte der Bahnhofshalle. Die da.» Ich zeige raus in die Halle und sehe, dass sich die Schlange vor dem Fahrkartenschalter inzwischen um die Bank herumgewickelt hat. Die Frau dreht sich um, mustert die Schlange, seufzt und sieht mich an.

«Mutter mag lieber den anderen Hocker, den neben der Wohnungstür. Sie sagt, er hält die Leute vom Fragenstellen ab.» Ich zeige auf Mutters Hocker.

«Ist wohl nicht so gesellig?», fragt die Frau. Dann sieht sie auf die Uhr und stößt ein leises Quieken aus. «Ich bin viel zu spät dran!» Sie dreht sich um und macht einen Schritt in Richtung Halle. «Sieht nicht so aus, als würde die Schlange bald kürzer werden.»

Sie geht. Ich werde panisch. «Sind Sie meine leibliche Mutter?» Die Worte kommen wie ein einziges langes Wort aus meinem Mund.

«Deine leibliche Mutter?» Sie dreht sich verständnislos zu mir um.

«Haben Sie mich verlassen, bevor ich auf dem Regal da gelandet bin?» Ich zeige auf das rechte Regal direkt neben dem Schaufenster vom Fundbüro.

«Ich bin dreiundzwanzig. Und du? Fünfzehn?»

«Sechzehn», sage ich.

Sie lacht, und dann schaut sie wieder auf die Uhr. «Ich muss los. War nett mit dir –»

«Martha Lost.»

«War nett mit dir, Martha Lost.»

Ich erhebe mich von meinem Hocker, beuge mich über den Schalter und sehe ihr nach. Sie verlässt das Fundbüro, biegt nach rechts ab, geht am Café vorbei und auf den Ausgang zu.

«Kommen Sie bald wieder», rufe ich der Frau nach. Sie dreht sich nicht noch einmal um.

Der Lime-Street-Bahnhof surrt an diesem Morgen vor Geschäftigkeit. Es ist erst acht Uhr, und es warten schon jede Menge Menschen. Ich frage mich langsam, warum heute offensichtlich jeder aus Liverpool rauswill.

Stanley der Straßenkehrer fegt sich durch das Menschengewirr in der Nähe der Fahrkartenschlange, aber heute gibt es so gut wie keinen Platz zum Fegen. Ich glaube

nicht, dass er wirklich Stanley heißt. Die Leute behaupten, er sehe aus wie Stan Laurel. Ich verlasse den Schalter und stelle mich wieder in die offene Tür. Ich rufe Stanley einen Gruß zu, und er kommt zu mir herübergelacht.

«Was ist denn heute los?» Ich nicke mit dem Kinn zu den Menschenmassen rüber.

«Es heißt, die Jungs vom FC Liverpool kommen nachher hier an», sagt Stanley. «Draußen ist schon jede Menge Polente.»

Das leuchtet mir ein. Ich hatte neulich in Elisabeths Zeitung alles darüber gelesen, und sie musste mir einiges erklären, bis ich es auch wirklich verstanden hatte. In der Zeitung stand, Kevin Keegan habe im Rückspiel vom UEFA-Cup-Finale ein Ausgleichstor geschossen. Und zwar gegen den FC Brügge.

«Wie spricht man Brügge auf Französisch aus?» Ich hatte meinen französischen Akzent benutzt und «Brüh-gee» gesagt.

«Ich glaube, das Doppel-G klingt eher wie ein <huh> und das <brü> eher wie <brr>», hatte Elisabeth gesagt.

«Aber das ergibt doch keinen Sinn», antwortete ich. «Wieso sollte man ein Wort so falsch buchstabieren?»

«Brr-huh», sagte Elisabeth.

«Dann könnte ich genauso gut Brücke dazu sagen», sagte ich.

Elisabeth lachte. «Das ginge auch.»

«Weshalb packt man so viele Buchstaben in ein einziges Wort und verbietet den Leuten dann, sie zu benutzen?», wollte ich wissen. «Wenn ich Brücke sage, hört es sich wenigstens so an, als würde ich alle Buchstaben benutzen.»

«Das ist alles ausländisch, Herzchen.»

Wir fragten Stanley, und er meinte, wir könnten es aussprechen, wie wir wollten. Elisabeth erklärte mir, der FC Liverpool habe das Finale wegen Kevin Keegans Tor schließlich akkumuliert mit 4:3 gewonnen. Elisabeth erklärte mir

auch, was das bedeutete, aber ich konzentrierte mich vor allem auf das Wort «akkumuliert» und auf das Gefühl in meinem Mund, wenn ich es laut aussprach. Elisabeth sagte, die ganze Stadt habe gefeiert, und die Leute hätten Bettlaken aus den Fenstern gehängt, auf denen «KÖNIG KEEGAN» geschrieben stand. Sie erklärte mir, das bedeute aber nur König von Liverpool und nicht König der ganzen Welt, so wie ich dachte; ich könne mir also die Aufregung sparen. Sie sagte, jede Menge Leute würden in den Farben vom FC Liverpool durch die Gegend laufen, mit Schals und mit Papierhüten, auf denen die Gesichter der Spieler gedruckt waren, die ein Typ unten am St. John's Market ganz billig unters Volk brachte. Mir blieb nichts anderes übrig, als ihr zu glauben. Weil ich den Lime-Street-Bahnhof noch niemals verlassen habe, habe ich von dem ganzen Spektakel auch nicht besonders viel mitbekommen. Nur ein paar betrunkenen Anhänger, die auf dem Nachhauseweg hier durchgetorkelt sind.

Elisabeth steht auf Kevin Keegan. Sie hat gesagt, sie will ihm einen Brief schreiben und ihn auf ein paar von ihren französischen Petits Fours zu sich ins Café einladen. Ich kann's kaum erwarten, ihr zu sagen, dass sie ihn heute vielleicht tatsächlich zu Gesicht bekommen wird.

«Da werden Tausende erwartet», sagt Stanley. «Der zweite UEFA-Cup-Sieg; 73 haben die Schweine auch schon gewonnen.»

«Bist du ein Blauer, Stanley?»

Stanley seufzt und nickt, und dann macht er sich wieder auf den Weg und fegt weiter um die Menschen rum, was okay ist, wenn die Leute zusammengedrängt stehen, aber ganz schön knifflig, wenn sie hin und her laufen. Mir gefällt, dass Stanely ein Blauer ist; die meisten Leute, mit denen ich mich unterhalte, sind Rote. Irgendwann habe ich zu Elisabeth mal gesagt, ich würde nicht verstehen, weshalb die Leute hier nicht einfach Everton- UND Liverpool-Fans

sein können. Da hat sie nur geseufzt und irgendwas davon gesagt, dass ich eben hinter dem Mond leben würde.

Ich trete durch die Lücke im Schalter und öffne die Tür zu Mutters Wohnung.

«Mutter!», rufe ich die Treppe hinauf.

«Was!», ruft sie die Treppe hinunter.

«Der FC Liverpool hat das UEFA-Cup-Finale gewonnen. Sie haben den FC Brücke akkumuliert mit 4:3 besiegt. Das Endspiel bestand aus Hin- und Rückspiel, und das Rückspiel hat in Brücke stattgefunden», rufe ich. «Die ganze Mannschaft kommt heute hier an, es werden Tausende Leute erwartet. Bring am besten deinen Weihwassertopf runter.»

Mutter antwortet nicht.

«Mutter?»

«Was zum Teufel heißt <akkumuliert?>», will Mutter wissen.

«Sie haben zusammengezählt mehr Tore und deshalb gewonnen», erkläre ich.

«Fußball ist Teufelszeug», sagt Mutter, aber ich kann sie durch die Wohnung trampeln hören. Wahrscheinlich füllt sie den Topf aus dem Weihwasserhahn auf.

Es vergehen gut zehn Minuten, ehe sie herunterkommt.

«Setz Wasser auf!», sagt sie und lässt sich auf den Hocker neben der Wohnungstür plumpsen. Den Weihwassertopf schiebt sie unter den Hocker.

Mutter sieht aus wie eine fette Trockenpflaume. Schon möglich, dass sie früher mal groß war, aber jetzt ist sie krumm, faltig und fett. Ihre grauen Haare sind mit einer stumpfen Schere zu einem Bob geschnitten. Ihre Zähne sind gelb. Sie hält die Beine beim Sitzen weit gespreizt, und die riesige Pluderhose geht ihr nur bis zu den Knien. Sie ist außer Atem vom Trepperuntergehen und pfeift, als würde sie jeden Tag fünfzig Glimmstängel rauchen, dabei raucht

sie jeden Tag nur zehn, weil sie sagt, mehr wären mit dem Geld vom Fundbüro nicht drin. Mutter hält ihren Ledergürtel in der rechten Hand.

«Ich könnte hier wirklich einen Sessel brauchen», sagt sie. Dann verstummt sie. Sie beobachtet mich, wie ich quer durch den Raum gehe, um Wasser aufzusetzen.

«Trägst du etwa Wimperntusche?», fragt sie und schlägt mit dem Gürtel nach meinen Waden. Sie trifft daneben. «Des Teufels Ratten tragen Wimperntusche!»

Ich schüttele den Kopf.

Ich Sorge dafür, dass ich außer Reichweite von ihr und ihrem Gürtel bleibe. Dann frage ich: «Kannst du mir noch einmal erzählen, wie ich gefunden wurde?»

Sie antwortet: «Verfluchte Hölle noch eins, Martha Lost, mein liebes Kind! Müssen wir das wirklich schon wieder durchkauen?»

«Das ist das allerletzte Mal. Versprochen.»

Sie seufzt, sie ziert sich, und dann sagt sie: «Deine Geschichte begann mit einem Windstoß, Martha Lost, mein liebes Kind.»

Das ist gelogen.

«Kannst du bitte ein bisschen genauer sein?», frage ich sie.

«Deine Geschichte begann im Night Ferry, einem Schlafwagenzug, während der elfstündigen Fahrt von Paris Gare du Nord nach Liverpool Lime Street.»

Das ist auch gelogen.

Ich umklammere das Buch. Ich glaube, insgeheim wünschte ich mir, sie würde endlich nachgeben und mir einfach die Wahrheit sagen.

«Mach es dir doch ein bisschen bequem», sagt Mutter, doch das sagt sie sicher nur, damit ich in ihre Reichweite komme und sie zuschlagen kann. Ich setze mich auf den kalten Fußboden vom Fundbüro. Ich kreuze die Beine und warte auf ihre Geschichte.

«Es ist kompliziert», sagt sie.

Das ist nicht gelogen.

«Es geschah im Jahr 1960. Die Passagiere saßen bei ihren *Œufs sur le plat* mit Schinken. Und während sie sich an ihrem Frühstück labten, an Körben mit Toastbrot, Croissants, Brioches und frischem Obst - » Sie macht eine Pause. «Als die Fahrgäste also ihr Frühstück zu sich nahmen und die Schlafwagenschaffner die Betten machten ... da passierte etwas Außergewöhnliches.»

Sie bleibt bei ihrer Geschichte. Diese Geschichte habe ich bereits eine Million Mal gehört. Sie spricht mit ihrer Blundellsands-Stimme. Es ist ihre Feine-Leute-Stimme, Mutter benutzt sie auch, wenn sie mit der Verwaltung telefoniert.

«Als die Fahrgäste also frühstückten, stilvoll und mit allem Komfort», sagt sie, «fiel aus dem Gepäcknetz ein Koffer herunter.» Mutter beschreibt den Koffer. Alt sei er gewesen, ramponiert, zerkratzt und mit zwei Gepäckaufklebern auf dem Deckel.

«Der eine Aufkleber war rund und schwarz-orange, vom Hotel Adelphi in Liverpool», sagt sie. «Der zweite war oval und schwarz-grün, vom Hôtel Scribe in Paris. Der Koffer landete mit einem mächtigen Rums mitten im Gang - »

Sie schlägt mit der Gürtelschnalle gegen das Metallregal. Sie erschreckt mich. Sie lächelt dabei.

«Eine Dame, Französin, nicht mehr ganz jung, sehr fein, die zum Frühstück lediglich an einem Glas Orangensaft nippte, soll geschrien haben.» Mutters Arme fliegen durch die Luft, der Gürtel fliegt durch die Luft, und Mutter lacht über ihre Schauspielkunst. Mutter ist eine begnadete Schauspielerin. Heute spielt sie Fräulein Hochwohlgebornen.

«Eine andere Frau, Britin, in mittlerem Alter, gewöhnlich.» Sie spricht das Wort «gewöhnlich» aus, als käme sie wirklich aus Blundellsands und besäße eine Million Perlen-

ketten. Mutter genießt ihre Vorstellung. «Es heißt, sie habe sich laut über den Mordanschlag auf sie empört. Doch die französische Dame war es, die auf dem Gang in Ohnmacht gefallen ist. Sie war es, von der es heißt, sie habe die Aufmerksamkeit aller anderen Fahrgäste auf sich gezogen. Sie war es, von der es heißt, sie habe die Schreie und Ausrufe zum Schweigen gebracht.»

«Mutter», sage ich, aber ihr Blick schießt zum Gürtel und bringt mich zum Schweigen.

«Zumindest, bis sich alle Aufmerksamkeit endlich dem Grund für ihre Ohnmacht zuwandte, nämlich dem leisen Glucksen, das aus dem alten, dem ramponierten, dem zerkratzen Koffer kam, dem Koffer mit den beiden Gepäckaufklebern, die sich vom Deckel lösten. Denn in diesem alten Koffer, mitten im Gang des Speisewagens vom altehrwürdigen Night Ferry, dem internationalen Schlafwagenzug von Paris Gare du Nord zum Liverpool Lime-Street-Bahnhof, saß lächelnd und glucksend ein ... kleines Mädchen.»

«Ich?», frage ich. Und kann nicht anders. Ich muss lächeln.

«Du, Martha Lost. Dieses kleine Mädchen, das warst du.»

Auch gelogen.

«Du warst ein wirklich wunderschönes Kind, ein richtiger Augenstern. Es ließ sich jedoch nie genau sagen, wie alt du warst. Jemand beharrte darauf, du müsstest ein halbes Jahr alt sein; andere meinten, du seist schon fast eins.»

«Aber Mutter -», sage ich.

Mutter unterbricht mich. «Ich habe dich hergebracht, in dieses Fundbüro», sagt sie. Sie breitet die Arme aus, als würde sie mich zum allerersten Mal bei sich willkommen heißen. Ich weiche zurück, um der Metallschnalle zu entgehen. «Und hier hast du gewartet, neunzig Tage lang», sagt sie.

«Aber Mutter -», versuche ich es noch einmal.

«Nichts aber!» Sie fährt mir über den Mund. «Ich war die Leiterin des Fundbüros. Ich habe mich, während wir warteten, so gut es ging um dich gekümmert.»

«Wir warteten?», frage ich.

«Neunzig Tage lang - ich habe jeden Tag darauf gewartet, dass jemand kommt, um dich abzuholen - auf dem Regal dort hast du gewartet.» Mutter beugt sich leicht nach vorne und deutet auf die Regalböden neben dem Schaufenster. «Aber niemand wollte dich haben, und da habe ich dich schließlich selbst reklamiert. Ich habe die Fundkosten bezahlt. Du warst meine Gabe Gottes.» Mutter bekreuzigt sich vor ihrer Brust. Ich seufze.

«Aber wie?», will ich wissen.

«Wie?», wiederholt sie.

Ich sehe, wie ihre Augen sich mit einem Schlag verändern. Ich sehe, wie in ihr die Wut hochkocht. Ich rutsche rückwärts.

«Willst du mich verarschen?» Ihr Blundellsands-Akzent ist wie weggeblasen.

Aber heute bin ich mutig.

«Weißt du, Mutter, jemand hat mir dieses kleine Buch hier geschickt.»

Ich beuge mich vor und halte ihr das Buch hin. Ich habe es fünfzehnmal gelesen. Meine Hand zittert, während sie ausgestreckt darauf wartet. Mutter sagt nichts. Ihre Augen starren auf die Titelseite, auf die goldgeprägten Buchstaben. Sie will es nicht anfassen. Ich warte darauf, dass der Gürtel zuschlägt, aber Mutter hat offensichtlich vergessen, dass sie den Gürtel in der Hand hält.

«Und es steht eine Widmung darin.»

Mutter sieht mich an. Ihre Stimme ist scharf. «Du gehst mir heute gewaltig auf den Senkel! Und was steht da?»

«Da steht: <Martha, deine Mutter lügt.>»

Mutter sagt nichts. Ich warte darauf, dass sie mich mit ihrem Gürtel prügelt. Aber nach einer Weile löst sie sich

aus ihrer Starre, zuckt die Achseln und sagt: «Manchmal muss man an Geschichten glauben, Martha Lost, mein liebes Kind.» Und dann sagt sie noch: «Du denkst zu viel.»

«In dem Buch steht, dass der Night Ferry niemals nach Liverpool gefahren ist. Und BÜCHER LÜGEN NICHT!», schreie ich.

Da versucht Mutter aufzustehen. Sie schwankt und hält sich am Regal fest. Mutter macht ein paar Schritte und dreht sich dann um. Sie reckt und streckt sich nach oben. Sie hält immer noch den Gürtel in der rechten Hand, und sie keucht und stöhnt die ganze Zeit. Dann zerrt sie einen ramponierten braunen Koffer vom obersten Regal und kommt schlurfend damit auf mich zu.

«Hier!», sagt sie. «Das ist deiner.» Sie hält mir den Koffer hin. Ich lege das Buch auf ihren Hocker.

Ich habe den Koffer schon früher da oben liegen sehen. Der Koffer liegt dort, solange ich denken kann. Niemals wäre ich auf die Idee gekommen, es könnte meiner sein. Mutter hat immer erzählt, sie habe den Koffer verbrannt, in dem ich zu ihr kam, für den Fall, dass der Teufel hineingepinkelt hätte. Ich nehme den Koffer, den ramponierten, zerkratzten, den Koffer mit den beiden Gepäckaufklebern, die sich vom Deckel lösen.

«Du warst so schön, ein richtiger Augenstern», wiederholt Mutter. «Ich hatte erwartet, dass jemand dich abholen würde. Da drüben habe ich dich aufgehoben, auf dem Regal.» Sie zeigt wieder auf das Regal, das Metallregal, auf dem ich saß, für jeden, der am Schaufenster des Fundbüros vorbeikam, gut zu sehen. «Ich habe dich neunzig Tage lang dort aufbewahrt, aber es gab keine einzige Anfrage. Du bist damals so brav gewesen.»

«Aber, Mutter, ich konnte doch gar nicht -»

«Du hast sie doch nicht mehr alle beisammen!», ruft Mutter mit zitternder Stimme. Sie steht über mir, und sie platzt gleich vor Wut, vielleicht platzt sie aber auch gleich

vor etwas ganz Neuem, das sie zum Zittern bringt. «Du wagst es, mich eine Lügnerin zu nennen? Das ist deine Geschichte, du schlimmes Kind, und eine andere habe ich nicht zu bieten!»

«DU BIST DER TEUFEL», schreie ich Mutter an.

Ich beobachte sie. In ihren Augen flackert etwas. Das Wort bringt sie wieder zu Verstand. Über den Teufel zu sprechen ist eine Sprache, die Mutter versteht. Sie schaut zu ihrem Hocker. Sie schleudert das kleine Buch nach mir. Sie trifft daneben, und das Buch landet auf dem Fußboden. Sie kommt auf mich zu und zieht mir den Ledergürtel quer über das Gesicht. Ich habe gelernt, keinen Ton von mir zu geben, ich habe gelernt, vor Schmerzen nicht aufzuschreien. Mutter kümmert es nicht mehr, dass man die Prellungen sehen kann. Der Klang von peitschendem Leder hallt von den Wänden des Fundbüros wider.

Und dann wendet Mutter sich ab und watschelt auf die Tür zu ihrer Wohnung über dem Fundbüro zu. Ich höre, wie sie die Stufen raufstampft, und ich höre, wie oben die Wohnungstür ins Schloss fällt.

«Stadtgespräch»

Kolumne der *Liverpool Daily Post*

*Koffer mit Beatles-Memorabilien auf
australischem Flohmarkt entdeckt!*

Auf einem australischen Flohmarkt ist diese Woche angeblich ein mit einzigartigen Beatles-Memorabilien vollgestopfter Koffer entdeckt worden.

Die Bestätigung der Echtheit dieses Andenkenschatzes, zu dem auch unveröffentlichte Tonbandaufnahmen der Beatles zählen sollen, steht zwar noch aus, doch Experten zufolge könnte es sich bei der Sammlung tatsächlich um das verschollene «Mal-Evans-Archiv» handeln. Seit Evans' Tod haben Beatles-Fans monatelang nach diesem «Archiv» gesucht, wie sie Evans' umfangreiche private Sammlung von Erinnerungstücken aus seinen Zeiten bei der Band nennen.

Mal Evans, ehemaliger Roadie und enger Vertrauter der Band, war im Januar in Los Angeles von der Polizei erschossen worden. Im Laufe der polizeilichen Ermittlungen gingen nicht nur Evans' Habseligkeiten verloren, auch die Urne mit seiner Asche verschwand bei der Rückführung nach Großbritannien.

Berichten zufolge hat ein gewisser Max Cole, 35, aus Melbourne, Australien, den Koffer jetzt auf einem kleinen Flohmarkt in der Nähe von Melbourne für gerade einmal 50 australische Dollar – das entspricht knapp 20 britischen Pfund – erstanden.

«Ich kann mein Glück kaum fassen», so Cole. «Ich habe diesen schätzbaren alten Koffer entdeckt, und als ich ihn öffnete und den Inhalt sah, stand ich quasi unter Schock. Ich bin

Schriftsteller, und mir war augenblicklich klar, dass ich auf eine Geschichte gestoßen war.»

Es heißt, Cole, der sich tagsüber seinen Lebensunterhalt als Verkäufer verdient, um nachts zu schreiben, plane nun, das Leben von Mal Evans gründlich zu recherchieren, um, basierend auf Mals Zeit mit den Beatles und dem Kofferinhalt, ein Buch zu schreiben. Die Urne mit Evans' Asche war bedauerlicherweise nicht Bestandteil des Fundes.

[...]